

insbesondere die Spätfolge der Kränkungs-geschichte erst jetzt in den Fokus des westlichen Bewusstseins gerückt ist – im Licht des 11. Septembers, der Ölreserven und der beispiellosen demografischen Dynamik in der islamisch geprägten Welt. Es ist eine Welt, über die für Sloterdijk der »Schleier des Zorns« liegt. Und wo das Wort »Moschee« bedeutet: der Ort des Sich-Niederwerfens. Es ist das aus diesem Wort resultierende allgemeine aktive Unterwerfungs-Gebot, das für Sloterdijk nicht nur gläubenseifrigen Dienst fordert; es impliziert auch die naheliegende Gefahr einer »Steigerung dieses Dienstes zum Extremdienst«.

Gleichwohl sieht Sloterdijk Anzeichen, die hoffen lassen, dass sich die Religionen auf den zivilisatorischen Weg begeben könnten. So erblickt er zum Beispiel in der

erwähnten Eliminierung der Rache-psalmen aus dem Stundengebet der römischen Kirche die mittelbare Einladung an die Muslime, auch ihrerseits Irritierendes im Koran zu überdenken und die Geschichte der Kränkungen nicht religiös zu instrumentalisieren als Feldzug des Zorns gegen den Westen. Denn – so Sloterdijks Fazit – die »Instrumentarien der Stunde sind die demographische Aufklärung ... und eine aktualisierte Entwicklungspolitik ... Von beiden verstehen die Monotheismen nichts – sie sind im Gegenteil an der einen wie der anderen Front der Kontraproduktivität ver-dächtig.«

Peter Sloterdijk: Gottes Eifer. Vom Kampf der drei Monotheismen. Verlag der Weltreligionen, Frankfurt/M. 2007, 218 S., € 17,80.

Frauke Hamann

»... eine Nachtviole war mein Ziel ...«

Zum Beginn der Werkausgabe von Wolfgang Hilbig

Frauke Hamann

(* 1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de



Seine Schriftstellerkollegen bewundern, »wie groß er war« (*Uwe Kolbe*), sie sehen in ihm einen »Autor, der zur Gänze aus Sprache und Herkunft besteht« (*Patrick Findeis*), eine Begabung, »wie sie die Zeit nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hervorbringt« (*Franz Fühmann*). Wer Wolfgang Hilbigs Romane *Die alte Abdeckerei*, *Ich* und *Das Provisorium* oder die Erzählungen *Der Schlaf der Gerechten* liest, setzt sich der Klarheit seines Stils aus, der Inten-

sität seiner Sprache, die vorstößt in die Tiefenschichten des Eigenen und der Verhältnisse. Hilbig schlägt düstere Töne an, weil er weiß, »dass ein Gemisch vieler Farben schließlich Dunkelheit hervorbringt«. Hier erzählt einer »aus der Produktion«, dem Braunkohle-Tagebau in der Gegend um Meuselwitz bei Leipzig, wo er 1941 geboren wird. Der Arbeiter *und* Dichter schlägt den staatlich verordneten Bitterfelder Weg, den die DDR-Kulturpolitik weisen wollte, aus – weil er einen ganz eigenen findet. Nicht zufällig steht die Lyrik dabei am Anfang: »Gedichte sind für mich die Essenzen literarischer Arbeit«. Dass der Lyriker Hilbig ebenso bedeutend ist wie der Erzähler Hilbig, zeigt, ein Jahr nach seinem Tod 2007, der nun vorliegende erste Band der Werkausgabe mit den Gedichten.

»im düstern kesselhaus im licht/rußiger lampen plötzlich auf dem brikkettberg/saß ein grüner fasan«. Keiner will ins Kesselhaus. Gleich nach dem Mauerbau 1962 beordert man die Werktätigen dorthin, wo die Bedingungen ebenso armselig sind wie die Bezahlung. Doch wie Hilbig in seiner Büchner-Preisrede 2002 erzählt, habe er bald Geschmack gefunden an der harten, einsamen Tätigkeit: »Ja, ich wusste auf einmal, ich wollte schreiben, und zwar nie und nimmer etwas anderes als schreiben«. Dieser Gedanke ist ihm fortan »eine Art ideeller Hinterhalt«. Während der Nachtschichten im Heizungskeller macht der Bohrwerksdreher Wolfgang Hilbig mit dem Schreiben Ernst. Damals verfasst er 53 Gedichte, handschriftlich in einem DIN-A 5 Heft, gibt ihnen den Titel »Scherben für damals und jetzt« – als hätte er seine ersten literarischen Arbeiten vorausschauend als versinkende und wieder ausgegrabene Fundstücke gesehen.

Die Herausgeber der siebenbändigen Werkausgabe Jörg Bong, Jürgen Hosemann und Oliver Vogel wollen keine Kritische Edition vorlegen, sondern eine Leseausgabe, gehen also sparsam um mit Anmerkungen und Erläuterungen, liefern Hilbig pur. Band 1 versammelt in chronologischer Folge das zu Lebzeiten erschienene lyrische Werk Wolfgang Hilbigs und außerdem knapp die Hälfte der 500 nachgelassenen Gedichte – darunter auch die 53 Gedichte aus den Anfangsjahren: Das Heft war in die Fänge der DDR-Staatsicherheit geraten. Hilbig, der es längst verloren geglaubt hatte, erhielt es nach der Wende zurück. Diese Gedichte sind von schwarzer Schönheit. Anrufungen sind darunter (»Nacht, Nacht falle mich an, /.../ Laß mich haben, wollen, fressen, trinken/ das Nichts«), gereimte Selbsterkundungen (»Ich, /geboren, unterm Feuer der Zeit, / verkohlt, verräuchert, entmoralisiert /in der Hitze der Verlassenheit«), Schreie der Einsamkeit (»Alle Zeit /die ich lebe /habe ich gesucht, /nach einem Menschen ge-

sucht, /zu dem ich so ganz /ehrlich sein könnte, /dem ich mein Inneres /so nach außen kehren könnte, /so wie einen Handschuh, /so ehrlich – ehrlich, /welch schöne Wahrheit /wäre das geworden«) und Verzweiflungsrufe (»Sonnenfeuer, wann endlich /Verbrennst du das Leid«). Allein dieser nun ans Licht gekommenen dichterischen Erprobungen der Frühzeit wegen ist der Band wertvoll.

Weitere 188 Gedichte, veröffentlicht in den Bänden *abwesenheit* (1979), *stimme stimme* (1983) – die einzige Buchveröffentlichung in der DDR –, *die versprengung* (1986) und *Bilder vom Erzählen* (2001) sowie in Zeitschriften und Auswahlbänden, zeigen Hilbigs Schürfspuren und Lebenswunden – und seinen dichterischen Rang. Er ruft Chlebnikow herbei, hat William Carlos Williams aufgesogen und Robert Creeley, der geschrieben hatte »I cannot be more /than the man who watches«. Hilbig richtet die Beobachtung radikal auf sich: »in mir /schreit es«, und »die verwirrung /in worte zu kleiden /hab ich / das schreiende amt übernommen«. Bei allem Eigenleben der Poesie geht es darum die eigene Stimme zu artikulieren: »eine partikel poesie /ist ein selbständiges subjekt /gefertigt immer /aus menschlichem material«. Hilbig kann der Wucht der Empfindungen leiseste Sprache geben, Vergeblichkeit eingeschlossen: »trotzdem ich werde weiterreden rasend stumm / durchs jahrhundert das alles beredet und nicht /beantwortet«. Aus diesen Versen bricht Hilbigs Überzeugung hervor, dass Literatur Monolog sei.

Wie er in dem Gedicht »das meer in sachsen« die Wunden der Landschaft diagnostiziert, in »rechenschaft« die eigene beobachtende Randlage fein benennt (»ich bin der unerkannt letzte der plötzlich / seit ab wegtritt der verschwinden kann / ohne spürbare spur und der / euch doch gesehen hat und gefühlt«) – Hilbig ist radikal im Blick auf sich und die Welt. Dabei sind seine Entblößungen zart und hart zugleich.

Beides, Empfindsamkeit und (Selbst-)Zerstörung, klingen in seiner Dichtung.

In dem jüngsten, Wolfgang Hilbig gewidmeten Heft der *Neuen Rundschau* berichtet Jürgen Hosemann, Hilbigs Lektor und Mitherausgeber der Werkausgabe, von seinem Besuch in Meuselwitz 2007. Man sollte diese Spurensuche als Einstimmung auf einen Schriftsteller lesen, der ohne diese zugewandte Gegend nicht denkbar ist: »Aller Gesang gesungen und zu grauer Asche ward mein Vers/der Mond daran mein Schatten lehnte/weist mir nicht mehr den Weg...« Dort, wo der Braunkohle-Tagebau die Landschaft ausgeweidet

hat und die Kleinstadt seit der Wiedervereinigung weiter verödet, sind Hilbigs Lebensstätten kaum noch auffindbar. Sein Werk bleibt. Eines seiner Gedichte heißt »Nach der Prosa«: »Nun ging ich aufrecht: eine Nachviole war mein Ziel/und wankte doch – ein einzig falscher Schritt wars bloß –/dir wollt ich eine Blume pflücken und ich fiel/der Erde in den Schoß.«

Wolfgang Hilbig: *Werke, Band 1: Gedichte* (Hrsg. von Jörg Bong, Jürgen Hosemann und Oliver Vogel). S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 2008, 544 S., € 22,90;

Ders.: *Neue Rundschau, 119. Jahrgang 2008, Heft 2.*

Michael Rutschky

Religion und Wellness

Michael Rutschky

(* 1943) lebt als freier Autor in Berlin.

mrutschky@web.de



Wir schrieben Winter, und wenn man im Zentralpark spazieren ging, fehlten noch alle Anzeichen, dass er vergangen sei und des Maien Schein komme. Wolkendecke, dunkelgrau, kalter Wind.

Die alte Dame, die man hier regelmäßig trifft – früher begleitete sie ein feiner Hund, der Rasse nach ein Border Collie – diese alte Dame wechselte eben noch eine Begrüßung mit uns, man lebt ja als regelmäßiger Spaziergänger auf gleichsam nachbarschaftlichem Fuß. Dann verließ sie den Pfad, stellte sich an den Stamm einer prächtigen Hainbuche und erklärte: »Ich begeben mich unter die Heilkraft dieses Baumes.«

Das befremdete. Erfand die alte Dame die Heilkraft der Buche eben selber? Oder

gab es kürzlich eine Sendung im Fernsehen, eine Geschichte in der Zeitung, die den Buchen therapeutische Wirkungen zusprach? Wusste die alte Dame, dass sie bei einer Buche unterkam? Oder fiel sie ihr wegen der Wohlgestalt auf in der Winteröde, also weniger Therapie als Ästhetik?

Die Religionsgeschichte kennt ihn gut, den Baum als Sitz überirdischer Mächte. Nicht erst in den Regenwäldern des Amazonas – wer (wie ich) in den Fünfzigern zur Schule ging, hörte im Religionsunterricht pflichtgemäß von Bonifazius, wie er die heidnischen Chatten von der Macht des Christengottes überzeugte, indem er die ihnen heilige Donnereiche fällte: Kein Gott fuhr herab, um ihn zu zerschmettern.

Gut, man erkennt deutlich, wie jene alte Dame, pensionierte Studienrätin, eine archaische Religionsidee, Heilkraft in Bäumen, für ihr eigenes Wohlbefinden an einem schlechten Tag einsetzt. Aber die kollektive Anbetung der Bäume liegt weit zurück. Wie soll man den Gedanken, Religion diene heutzutage der Wellness, auf heutzutage brennende Religionsfragen applizieren?